

Zeitschrift: Der Armenpfleger : Monatsschrift für Armenpflege und Jugendfürsorge
enthaltend die Entscheide aus dem Gebiete des Fürsorge- und
Sozialversicherungswesens

Herausgeber: Schweizerische Armenpfleger-Konferenz

Band: 30 (1933)

Heft: 4

Artikel: Eine Woche Fürsorgearbeit

Autor: Fehrlin, R.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-837447>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Armenpfleger

Monatschrift für Armenpflege und Jugendfürsorge.

Offizielles Organ der Schweizerischen Armenpfleger-Konferenz.

Beilage zum „Schweizerischen Zentralblatt für Staats- und Gemeinde-Verwaltung“.

Redaktion:
Pfarrer A. Wild, Zürich 2.

Verlag und Expedition:
Art. Institut Orell Füßli, Zürich.

„Der Armenpfleger“ erscheint monatlich.
Jährlicher Abonnementspreis für direkte Abonnenten Fr. 6.—, für Postabonnenten Fr. 6.20.
Insertionspreis pro Nonpareille-Zeile 20 Rp.

30. Jahrgang

1. April 1933.

Nr. 4

Der Nachdruck unserer Originalartikel ist nur unter Quellenangabe gestattet.

Eine Woche Fürsorgearbeit.

Von R. Fehrlin, Fürsorgerin, St. Gallen.

Es war Samstag und der Zweitletzte des Monats. Zufällig führte mich mein erster Gang nach dem Fürsorgeamt. „Sie kommen im rechten Moment,“ hieß es, „eben ging ein Mann weg, der voller Verzweiflung bei uns Rat suchte; er muß auf den 1. des Monats seine Wohnung räumen und hat noch kein neues Obdach. Er behauptet, man wolle ihn und seine Familie nirgends; nehmen Sie sich der Leute an.“ Darauf erfolgte eine kurze Information über Familienverhältnisse, Kinderzahl usw. und die Versicherung, daß das Amt für den Mietzins aufkommen werde. Also instruiert zog ich los, wenig hoffnungsfreudig; denn ich wußte aus Erfahrung, wie schwer es ist, für arme Leute mit einem Schärlein Kinder eine Wohnung zu suchen. Auf dem Wohnungsamt schrieb ich mir in Frage kommende Wohnungen heraus. Immer wieder kommt man in Versuchung, für seine Schutzbefohlenen in einem ordentlichen Haus, wenn möglich mit einem Gärtlein oder Stück Land eine Wohnung zu suchen, und meistens endet dieses Suchen in einem Armleutehaus mit vielen und ungenügenden Wohnungen. So ging es auch diesmal. Ich war schon drei Stunden unterwegs zu Fuß und mit dem Tram und hatte noch nichts gefunden, das heißt gefunden schon, wenn es auf mich angekommen wäre, aber die Vermieter wollten nicht, wenn ich mein Anliegen vorbrachte. „Was steckt dahinter, daß sie so plötzlich heraus müssen?, das wird mir ein Paß sein, das am Tage vor dem Umzug noch keine Wohnung hat!“ Wenn ich dann als letzte Hoffnung ins Treffen führte: der Mietzins ist Ihnen doch sicher, er wird durch das Fürsorgeamt bezahlt, dann hieß es: Aha, es sind solche Leute, da wollen wir uns noch besinnen, kommen Sie am Montag wieder. Aber für mich gab es in diesem Fall kein Besinnen, ich konnte nicht wiederkommen und zuletzt doch eine abschlägige Antwort einheimsen. Auf meinem Zettel stand als letzte eine Wohnung in einem Armleutehaus, das von einem städtischen Beamten verwaltet wurde. So mußte ich mich nun doch dorthin wenden, und alle meine leisen Hoffnungen auf eine bessere Wohnung waren zunichte. „Wenn Sie mir versprechen über die Ordnung im Haushalt zu wachen und wenn das Amt für

den Zins aufkommt, dann können Sie die Wohnung haben, darauf händigte er mir den Schlüssel ein, füllte die beiden Mietverträge aus, und so hatte ich nun eine Wohnung. Aber ob die Leute mit diesem Handel einverstanden seien, das war nun die zweite Frage. Als ich sie aufsuchte, traf ich niemand zu Hause, die Frau war mit den Kindern ausgegangen, wahrscheinlich auch auf die Wohnungssuche. Es blieb mir nichts anderes übrig, als den Mann auf seiner Arbeitsstelle aufzusuchen und ihn von der Sache zu verständigen. Ich hatte Glück, die Leute waren mit der Wohnung zufrieden und sichtlich erfreut, daß man ihnen aus der Not geholfen hatte.

Am Samstagnachmittag war Sprechstunde, und es kamen allerlei Leute mit allerhand Anliegen. Darunter war eine Frau, die mir von zwei alten Leuten erzählte, welche in den denkbar schlimmsten und schmutzigsten Verhältnissen lebten. Die Leutchen waren mir oberflächlich bekannt, man hörte nicht viel Gutes von ihnen, der alte häßliche Mann unterhielt eigentümliche Liebesverhältnisse mit jungen Mädchen, die ihm sein Geld abnahmen und ihn zum Narren hielten. Ich versprach der Frau, einmal dort nachzusehen. — Am Montagmorgen wurde ich früh ans Telephon gerufen. Eine Hebamme bat mich, so schnell als möglich zu einer meiner schutzbefohlenen Frauen zu gehen. Die Frau hatte am Sonntagabend ihr neuntes Kindlein geboren und war ohne Hilfe und Pflege. Ich fand die Mutter mit dem Neugeborenen und einem Schärlein kleiner Kinder allein. Diese waren beschäftigt, das kleine Schwesterlein aus dem am Boden stehenden Korb zu reißen trotz allem Protest der Mutter. Die Frau atmete auf, als Hilfe erschien. Von zu Hause hatte ich nach einer Heimpflegeschwester berichtet, welche dann im Lauf des Morgens ihre Stelle antrat. Bis zu ihrer Ankunft gab es genug zu tun; wie war ich froh, als ich dann die Mutter mit den Kindern wohlversorgt in der Obhut der Heimpflegerin wußte. Es reichte an diesem Morgen noch zu einem Besuch bei einer in der Nähe wohnenden Frau, welche mir mit ihrer Unordnung schon viel Mühe gemacht hatte. Diesmal traf ich zu meiner Freude alles ordentlich und sauber, die Frau war ganz stolz, als ich meine Freude darüber aussprach. Um 11 Uhr mußte ich bei einer Familie antreten, ganz am andern Ende der Stadt, wo ich schon seit Wochen mit der Frau kochte. Die Familie ist der Trinkerfürsorge unterstellt. Die Frau haushaltet allein mit ihren sieben Kindern; denn der Mann ist schon seit einigen Monaten in einer Trinkerheilanstalt versorgt. Da die Frau durch ihr unordentliches und schlechtes Wirtschaften mitschuldig war an der Trunksucht des Mannes, wollte man versuchen, sie in seiner Abwesenheit günstig zu beeinflussen. Durch rationelles Einkäufen gelang es nun, übermäßig hohe Ausgaben für Lebensmittel zu reduzieren. Die Frau hatte monatlich 70 bis 90 Fr. nur für Spezereien ausgegeben, trotzdem wurde eigentlich nie etwas Rechtes gekocht, und die Kinder waren schlecht ernährt. Viel Geld trug man zum Bäcker für Kuchen und Schleckwaren, auch die Ausgaben für Milch waren viel zu hoch, da statt Suppe zu jeder Mittagsmahlzeit Kaffee gekocht wurde. Wir kauften nun am Anfang des Monats den ganzen Spezereibedarf bei der Migros ein, dadurch wurde auch verhütet, daß die Frau wegen jeder Kleinigkeit in den Laden laufen mußte, wo sie sich oft zu unnötigen Ausgaben verlocken ließ. So war die Frau gezwungen, sich an ihren Vorrat zu halten, wir erzielten eine Einsparung von 60 bis 70 Fr. monatlich an Spezereien, Brot und Milch, trotzdem waren die Kinder besser ernährt und sahen auch in kurzer Zeit besser aus. Die Frau, die sich zuerst widerwillig diese Einmischung gefallen ließ, fand nachher selbst, daß es für sie von Vorteil sei. Selbstverständlich gab es in diesem Haushalt noch andere dunkle Punkte, so war es notwendig, Betten anzuschaffen, damit die größeren Kinder nicht mehr zusammen schlafen mußten. Diese Anschaffung konnte auch schon bald aus dem eingesparten Geld gemacht werden. Eines der Kinder war Bettnässerin,

und sein Bett befand sich in schlimmem Zustand. Da es im Herbst war, mußten die Knaben Laub sammeln, und wir ersetzten die schlechte Matratze durch einen schönen, großen Laubsack. Diese Familie nahm wochenlang einige Stunden im Tag meine Hilfe in Anspruch. Nun zurück zu diesem ersten Wochentag. Am Nachmittag begleitete mich eine Informatorin des Fürsorgeamtes zu den beiden alten Leuten, welche außerhalb der Stadt wohnten. Wir trafen glücklicherweise die Frau zu Hause. Es brauchte etwas Diplomatie, um die Frau zu bewegen, uns ihre Schlafkammer zu zeigen. Sie verschanzte sich hinter die Ausrede, daß es der Mann nicht gern haben würde. Die Stube war nicht schlimm, aber in der Kammer wollte uns zuerst aller Mut entsinken; die Beschreibung, welche die Frau gemacht hatte, die den Fall anzeigte, war nicht übertrieben. Das Mobiliar der Schlafkammer bestand aus einem einzigen Bett, das eigentlich diesen stolzen Namen kaum verdiente. Auf dem zerrissenen Drahtgeflecht eines Eisenbettes lag eine unsagbar schmutzige, ebenfalls zerrissene und mit Wanzen behaftete Untermatratze. Die Stelle von Rissen und Decke vertraten alte, stinkende Männerkleider. Hinter und am Fußende des sogenannten Bettes waren ebenfalls ekelhafte, zerrissene Matratzen aufgestapelt; zusammen mit einem alten Holzkoffer war das die ganze Zimmereinrichtung. Wände und Fußboden starrten vor Schmutz. Die alte Frau folgte ängstlich unsern Beratungen, als sie sah, daß wir ernstlich an Hilfe dachten, wurde sie zutraulich, nur der Gedanke, was der Mann dazu sagen werde, beunruhigte sie. Auf unserm langen Heimweg hatten wir Gelegenheit zu beraten; wir wollten durch das Fürsorgeamt die Heimatgemeinde um einen Betrag ersuchen zur Anschaffung eines vollständigen Bettes. Von privater Seite erhielt ich in den gleichen Tagen eine gut erhaltene Bettlade und eine Matratze. So hatten wir denn unsere beiden Betten bald beisammen. Auch verabredeten wir, daß wir in der folgenden Woche die Generalreinigung der Kammer miteinander vornehmen wollten, ehe die sauberen Betten darin Einzug hielten. Der Heimweg führte durch ein Außenquartier, wo noch eine meiner anvertrauten Familien wohnte. Die Frau war mit Heimarbeit beschäftigt, welche sie schon jahrelang neben ihren fünf Kindern verrichtet. Die Ordnung in der Wohnung war schlecht. Trotzdem es dem Abend entgegen ging, waren noch keine Betten gemacht, die Kinder saßen schmutzig und unfroh herum. Die Frau entschuldigte sich, sie hätte eben heute einen großen Posten Heimarbeit bekommen, den sie noch am Abend abliefern müsse, sie sah müde und schlecht aus, trotz allem dauerte sie mich, und ich konnte sie nicht tadeln. Ohne viel zu sagen, machte ich die Betten und räumte mit Hilfe des ältesten Mädchens die Kammern auf. Als ich weggehen wollte, begann die Frau zu weinen. Der Arzt hatte ihr gesagt, daß sie Ferien dringend nötig hätte, aber wie wollte sie wegkommen, da ihr Verdienst doch so notwendig war! An diesen Fragen war schon ein Ferienplan im vergangenen Jahr gescheitert. Es waren nun schon fünf Jahre, daß die Frau ununterbrochen an ihrem Arbeitskarren zog, sie war an Leib und Seele heruntergekommen, und da sie ohnedies keine gute Haushälterin war, ging der Haushalt immer mehr der Verwahrlosung entgegen. Diesmal gab ich keine Ruhe, bis die Ferien zustande kamen. Die Kinder wurden bei Verwandten untergebracht, und der Mann haushaltete über die Zeit allein. Die Frau erholte sich in vier Ferienwochen glänzend und nahm mutig wieder ihre schwere Bürde auf sich. — Als ich an diesem Abend heimkam, war Bericht da von der früheren Wohnungsvermieterin jener Familie, die so plötzlich auf die Straße gesetzt worden war. Die Frau ersuchte mich um eine Aussprache. — Am Dienstagmorgen gab es verschiedene Gänge zu tun. Beim Feilträger erkundigte ich mich nach einem Bett für die alten Leute, aus meinem Vorratslager holte ich ältere Bettstücke und brachte sie zum Reinigen und Auffrischen zur Bettmacherin. Auf meinem Weg zu Familie F. suchte ich noch die Frau

auf, die mich zu sprechen wünschte. Dort hieß es: Ich wollte mich vor Ihnen rechtfertigen, wir sind sonst nicht so, daß wir Leute auf die Straße stellen, ich möchte vor Ihnen nicht so dastehen. Wir hatten den Leuten schon zweimal gekündigt, aber sie ignorierten die Kündigung einfach, diesmal ging es nicht anders, sonst wären uns ordentliche Leute ausgezogen. Die Frau erzählte mir, daß Mann und Frau die Kinder mißhandelten, besonders die Kinder aus der geschiedenen ersten Ehe des Mannes, es sei immerfort Lärm und Streit, so daß anständige Leute nicht mehr neben ihnen wohnen wollten. Daß bei den Leuten verschiedenes nicht in Ordnung war, wußte ich bereits durch das Fürsorgeamt, aber daß es so schlimm stand, hatte ich nicht geahnt. Nun hieß es abwarten, was sich in der neuen Wohnung ereignen würde. Die zweite Hälfte des Morgens verbrachte ich bei Frau F., mit der ich kochte und bei der ich sonst Verschiedenes im Haushalte half. Da sie am Nachmittag zum Arzt mußte wegen eines bösen Fingers, und es regnete, so daß sie die kleinen Kinder nicht mitnehmen konnte, versprach ich ihr, am Mittag wieder zu kommen. Sie hatte mir einen Berg zerrissene Strümpfe bereit gelegt, und so machte ich mich denn fest hinter das Flicker. Für die Kinder war es ein Fest, daß das „Fräulein“ da war. Als die Größeren nach der Schule heimkamen, saß das ganze Schärli, sieben an der Zahl, in meiner nächsten Nähe, ich mußte mit Geschichten ausrücken und erzählte vor begierigen Ohren Märchen und andere Geschichten, zwischen hinein tollten die Kleinen, die noch nichts verstanden, um und unter dem Tisch und wurden von den Großen immer wieder zur Stille ermahnt. Wir sangen auch miteinander, und so hatte der Flickernachmittag eine doppelte Aufgabe bekommen. Als es dunkelte, saß sogar die Mutter, die inzwischen heimgekehrt war, eifrig zuhörend mit uns um den Tisch beim Lampenschein. Die Kinder, die sonst nur Unfug trieben, stritten und lärmten, waren still und ordentlich, die Kleinen spielten zufrieden in einem Winkel, und in der Stube, in der meistens nur Gezänk und Schelten ertönte, herrschte eine trauliche, friedliche Stimmung.

Der dritte Wochentag sollte mit einem Besuch bei jener Familie beginnen, für die ich die Wohnung hatte suchen müssen. Noch bevor ich das Haus verließ, wurde ich an das Telephon gerufen! „Sie haben mir da eine nette Gesellschaft ins Haus gebracht,“ ertönte die Stimme des Hausverwalters, „können Sie nicht einmal vorbeikommen, ich muß mit Ihnen reden.“ Ich machte mich mit schwerem Herzen auf den Weg. Bei dem Vermieter waren schon von allen Seiten Klagen eingegangen über die neuen Mietsleute. Der Mann kam nachts spät heim und wurde von der Frau mit großem Lärm empfangen. Den Tag über stritt und keifte die Frau mit den Kindern, daß man es weit herum hörte, besonders unbarmherzig behandelte sie das Stiefkind aus der ersten Ehe des Mannes. Dieses hörte man oft laut schreien, wenn sie es verprügelte. Unter diesen Umständen wollte der Verwalter den Leuten wieder kündigen. Ich bat um etwas Geduld, zuerst wollte ich mich von den Verhältnissen einmal selbst überzeugen. Die Frau empfing mich mißtrauisch, sie zeigte mir aber ungeheißer alle Räume der Wohnung; als sie meine Verwunderung und Befriedigung über die gute Ordnung, die überall herrschte, spürte, wurde sie zutraulich. Bevor ich auf die Sache zu reden kam, fing sie an zu klagen, daß sie von allen Leuten im Haus und in der Nachbarschaft geplagt und verschrien werde, man möge ihr nur die rechte Wohnung nicht gönnen. Als ich vorsichtig etwas von den Kindern sagte, die bleich und verschüchtert auf dem Fensterbänkchen saßen, sagte sie ziemlich gehässig, sie werde doch wohl das Recht haben, ihre Kinder zu strafen, wenn sie ungehorsam seien. Daß der Mann lärmend und betrunken heimkomme, bestritt sie. Für diesmal sagte ich nicht mehr viel, da ich das Zutrauen der Frau nicht verscherzen wollte. Ich ging zum Schularzt und bat, daß man das älteste schulpflichtige Kind untersuchen möchte. Beim Schularzt waren auch schon Klagen über die schlechte Behandlung der

Kinder eingegangen, und auch er war der Ansicht, daß man die Stieffinder wegnehmen und versorgen sollte, wenn sich die Klagen als berechtigt erwiesen. Auf dem Weg zu Familie F. traf ich eine mir von früher her bekannte Frau, welche mit ihren ZwillingSENTKINDERN spazierte. Sie hatte die beiden blaffen 1½-jährigen Mädchen im Wagen. Als ich einen Augenblick bei ihr stehen blieb, sagte sie: „Es tut den Kleinen gut, daß sie ein bißchen an die Luft kommen und unterdessen kann die Mutter eine Zeitlang ungestört schaffen.“ Ich erkundigte mich nach dem Ergehen der Familie. „Ach Fräulein, es ist immer das alte Glend, ich hätte schon lange gern mit Ihnen geredet, aber die Marie wollte es nicht haben, sie will nicht, daß man in ihre Not hinein sieht. Der Mann ist wie schon immer grob und brutal, er geht mit Andern und daheim passen die Frau und die Kinder in keinen Schuh hinein.“ Dem verkümmerten Weiblein liefen die Tränen über das verhärmte Gesicht. „Aber trotzdem muß die Marie jedes Jahr ein Kind haben, sie ist schon wieder in Erwartung. Wir wissen bald nicht mehr, wo wir die Kinder zum Schlafen hinlegen sollen, man sollte notwendig noch ein Bett haben, aber das Geld langt ja nicht einmal für das Notwendigste.“ Ich versuchte, so gut als möglich zu trösten, und versprach, vorbeizukommen. Als ich weggehen wollte, sah ich, daß das eine der Kinder am Armchen eine häßliche eitrige Wunde hatte. Ich fragte nach der Ursache; die Frau streifte dem Kind das Kleidchen in die Höhe, da sah ich, daß das ganze Beinchen mit dem gleichen Eiterauschlag bedeckt war. „So sieht es am ganzen Körperchen aus und das Dorli auch, aber wir können ja nicht zum Doktor, die Kinder sind nicht in der Krankenkasse und bezahlen können wir nicht.“ Da tat rasche Hilfe not, offenbar war da ein reiches Arbeitsfeld. Bei Familie F. kamen mir die Kleinen schon unter der Haustüre entgegen und riefen wichtig: D'Muetter ischt krank. Die Frau lag fiebernd auf dem Kanapee und hatte große Schmerzen im Finger, bis unter den Arm. Am Tag vorher hatte der Arzt noch nicht schneiden können, weil die Eiterung noch nicht reif war, jetzt aber war es hohe Zeit, und ich telephonierte im Nachbarhaus nach dem Arzt. Er verordnete bis zu seinem Eintreffen Umschläge und stellte sein Kommen erst gegen Abend in Aussicht. Nun galt es, im Haushalt tüchtig anzupacken. Kindswäsche mußte gewaschen werden, die schon von einigen Tagen zusammengespart war, in der Stube und in den Kammern gab es viel aufzuräumen, und bis die größeren Kinder aus der Schule heimkamen, mußte gekocht sein. Als ich mich mit ihnen zum Essen an den langen Küchentisch setzte, war ein großer Jubel, das hatten sie sich schon lange gewünscht. Am Nachmittag hatten die größeren Mädchen keine Schule, sie mußten helfen die Kindswäsche fertig zu waschen, das taten sie mit Feuereifer, so daß ich manchmal wehren mußte. Der Frau machte man inzwischen Umschläge, wie es der Arzt verordnet hatte. Seinen Besuch konnte ich nicht abwarten; denn ich mußte noch auf das Bureau der Alkoholfürsorge, um zu beraten, was geschehen sollte, da ich nicht den ganzen Tag bei einer Familie bleiben konnte, und hier war es nun nötig, daß man den ganzen Tag und für längere Zeit zur Verfügung stand. Am Donnerstagsmorgen ging ich zuerst nach dem Arbeitsamt. Wohl waren hier viele arbeitssuchende Frauen, aber welche eignete sich nun gerade zur Betreuung dieses großen Haushaltes? Wenn man von sieben Kindern und einer kranken Frau sagte, nahm die Bereitwilligkeit, an diesen Posten zu kommen, merklich ab. Zuletzt wählte ich eine einfache, ordentlich aussehende Frau, die es ziemlich zuversichtlich wagen wollte. Sie versprach noch am gleichen Morgen anzutreten, und ich ging darauf zur näheren Abmachung mit ihr auf das Bureau der Alkoholfürsorge. — Das Los der Kinder an der Kirchgasse beschäftigte mich sehr. Vielleicht war es gut, einmal mit der Lehrerin des größeren Mädchens zu reden, um zu erfahren, wie sich das Kind in der Schule verhielt. Die Lehrerin beschrieb es als ein schwer psychopathisches Kind, mit dem man viel Mühe

habe. Es war auch an diesem Morgen zu spät zur Schule gekommen und sollte deshalb zur Strafe nachsizen. Als man ihm in meiner Gegenwart diese Strafe ankündigte, fing es laut zu weinen an und beteuerte, es müsse heim, um das kleine Schwesterlein zu hüten, da die Mutter ausgehen müsse. Das glaubten wir nun nicht, aber jedenfalls entsprang das Weinen einer großen Angst. Ich versprach dem Kind, daß ich die Mutter auffuchen wolle, um mit ihr zu reden, aber es blieb trotzdem ganz untröstlich. — Die Frau ließ mich viermal läuten; ich hatte schon nach dem zweitenmal gehört, daß jemand in der Wohnung war, darum läutete ich hartnäckig weiter. Nach dem viertenmal stürzte die Frau wie ein bissiger Hund aus der Türe und rief fluchend: „Jetzt hör emol uf mit dere verdammte Schellerei“; sie hatte das Kind vor der Türe erwartet und kam nun in tödliche Verlegenheit, als ich draußen stand. Nun fühlte sie sich verraten; so ging sie jedenfalls immer um mit dem armen Kind und suchte, wo sie konnte, Gelegenheit, zu strafen und zu quälen. Sie mußte sogar zugeben, daß sie Schuld trug am Zuspätkommen des Kindes, folglich hatte sie keine Ursache, so hart mit ihm zu verfahren. Ich wußte nun genug und wußte auch, was ich zu tun hatte. Nun konnte ich ruhig die Wegnahme und Versorgung der Stiefkinder beantragen, besonders da mir die Frau im Zorn noch sagte, es sei ihr nur recht, wenn die Kinder wegfämen, sie möge sie sowieso nicht leiden. Da ich an diesem Morgen bei Familie F. nicht kochen mußte, suchte ich die Leute mit den Zwillingkindern auf. In der Stube herrschte eine dicke, stickige Luft von am Ofen getrockneter Kindswäsche und von nassen Bettchen; die Zwillinge lagen schlafend in einem Gitterbett, aber nicht auf einer Matratze, sondern auf Karton. Die Frau sagte, als sie mein Erstaunen sah, das Maträzchen sei durch das ewige Nässen verfault; für die Nacht lege sie einen Wollteppich über den Karton, damit die Kleinen nicht kalt hätten. Von Kissen und Decke des Bettchens ging ein übler Geruch aus. Ich fragte die Mutter, ob sie auch etwas gegen den Ausschlag der Kinder tue, da meinte sie: Ja hie und da schmiere ich schon ein wenig, aber es nützt ja nichts, eines erbt es immer wieder vom andern. Ich sagte ihr nun, ich wolle den Arzt vorbei schicken und sorgen, daß das Fürsorgeamt die Arztkosten übernehme; damit war sie zufrieden. Nun kamen wir auf die Betten der großen vier Buben zu sprechen, und ich bat, sie möchte mir einmal die Kammer zeigen, in welcher die Knaben schliefen. Sie tat es ungern. In einer düstern Kammer standen vier Betten, zwei gehörten den Eltern und in den andern zwei schliefen die vier Buben. Von diesen Betten ging ein penetranter Geruch aus, und als ich die Decken zurückschlug, sah ich, daß sie total durchnäßt waren. Unter den nassen Leintüchern waren die Matratzen verfault, und in der Mitte war ein großes Loch mit Hobelspänen und Lumpen ausgestopft. Die Frau fing bitter zu weinen an, und auch ich mußte gegen eine Erschütterung ankämpfen; denn ich hatte noch kaum ein Bild solcher Verwahrlosung gesehen. Aber das Maß war noch nicht voll. Ich fragte: Aber Ihre Wohnung besteht doch nicht nur aus diesen beiden Räumen? Da ging ein Erschrecken über das Gesicht der Frau und abwehrend sagte sie: „In der andern Kammer habe ich nur Grümpel, sie ist auch ganz feucht, es könnte niemand darin schlafen, und die hinterste Kammer ist dunkel und hat nur Licht aus der Küche.“ Als ich darauf bestand, die Räume trotzdem zu sehen, wollte sie sich widersehen, aber gerade deshalb blieb ich hartnäckig; denn ich glaubte, daß noch schlimmere Überraschungen meiner warteten. In der ersten Kammer lagen wie bei einem Lumpensammler Haufen von Wäsche und alten Kleidern den Wänden entlang, eine leere Bettstelle war ebenfalls damit ausgefüllt, faule und durchnäßte Bettstücke waren aufgehäuft; es herrschte ein unsägliches Greuel. Die vierte Kammer war der Aufbewahrungsort von Holz und Hobelspänen und Lumpen. Zuerst stand ich dieser Verwahrlosung ganz hilflos gegenüber; wie und wo sollte man da anfassen, um zu helfen? In mir stritten Zorn

und Erbarmen; wie konnte es eine Frau so weit kommen lassen; aber wenn ich dann diese förmlich zusammengebrochene Frau ansah, die so hilflos weinte, empfand ich doch Mitleid. Wie zermürbt vom Elend mußte ein Mensch sein, der so alles gehen ließ, wie es ging. In diesem Moment nützten weder Vorwürfe noch Anklagen etwas. Ich verließ schweren Herzens das Haus und war froh, daß ich meinen Freinachmittag vor mir hatte, an dem ich in Ruhe überlegen und überdenken konnte, wie hier Hilfe zu schaffen war.

Am Freitagmorgen suchte ich Rat auf dem Fürsorgeamt. Ich entwarf dem Chef ein eindringliches Bild des angetroffenen Elendes. Auch er war der Ansicht, daß geholfen werden mußte und dies so schnell als möglich. Die Leute sollten auch in eine andere Wohnung ziehen; denn zwei Räume waren tatsächlich nicht benutzbar, auch wenn sie geräumt und gesäubert wurden. Im gleichen Haus, auf demselben Boden stand eine bessere Wohnung leer und war sofort beziehbar, sie mußte nur noch gereinigt und ein wenig instand gestellt werden. Der Vermieter war mit dem Tausch sofort einverstanden; er hatte wahrscheinlich ein schlechtes Gewissen; denn wenn man ihn einklagte, so konnte ihm vom Wohnungsamt und von der Gesundheitspolizei das Vermieten der andern Wohnung verboten werden, oder er mußte sie gründlich renovieren lassen. Das blieb ihm auch trotz seinem Entgegenkommen nicht erspart. Von meinem Chef erhielt ich die Vollmacht, Betten und alles Notwendige anzuschaffen. Es gab an jenem Tag viel zu laufen und zu beraten. Den Nachmittag brachte ich damit zu, mit der Frau die alten Kleider und Lumpen zu sichten und zu verlesen und auszuscheiden, was noch brauchbar war. Die großen Buben mußten mit dem Wagen wegführen, was nutzlos war, teilweise zum Lumpensammler und teilweise auf die Kehrichtablagerungsstelle. Ich bekam einen tiefen Einblick, wie unverantwortlich es ist, wenn besser gestellte Leute ihre ab- und ausgenützten Sachen als noch gut genug an Arme verschenken, die damit auch nichts mehr anfangen können, und die es doch nicht wagen, die Annahme abzulehnen, meistens aus Angst, daß sie dann gar nichts mehr bekommen würden. Wie sollte solch eine geplagte Frau, die täglich kaum die notwendigste Arbeit zu bewältigen vermag, sich noch abmühen können mit Auftrennen und Flickern der geschenkten Sachen? Noch am selben Abend konnten die Zwillingkinder jedes in ein sauberes Bettchen gesteckt werden, deren Matratzen durch Kautschuk geschützt wurden. Die Freude der beiden Kleinen und der Mutter war köstlich mitzuerleben. Der Arzt hatte die beiden Kinder untersucht und einen durch Unreinlichkeit hervorgerufenen Schmutzausschlag festgestellt, den man nun gründlich mit Salben und Einbinden behandeln sollte. Aber ich kenne meine Frauen; sie befolgen vielleicht einmal die Verordnungen des Arztes, nachher werden sie nachlässig, und dann ist es die Schuld des Arztes, wenn die Sache nicht besser wird. Vierzehn Tage lang nahm ich die Zwillinge jeden Abend in die Kur, bis wir des Ausschlages Meister waren. Am Samstagmorgen schrieb ich den Versorgungsantrag betr. die Kinder D. an das Waisenamt und einen Bericht an das Fürsorgeamt über die Zustände in der Familie N. zur Weiterleitung an die Heimatgemeinde. Die Zeit reichte noch zu einem Besuch bei der Wöchnerin mit dem neunten Kindlein, bei der ich die Woche begonnen hatte, und ich war froh, dort wenigstens einigermaßen erfreuliche Zustände anzutreffen. Trotz aller Not und allen Sorgen war die Woche wie im Flug vergangen; was war nicht alles an Elend und menschlicher Unzulänglichkeit an mir vorübergezogen! Ein Teil dieser Wochenarbeit war ja nur Anfang, erste Hilfeleistung, und ein Aufdecken unhaltbarer äußerlicher Verhältnisse, deren Wurzeln aber in tiefer seelischer Verelendung zu suchen sind. Dort Hilfe zu bringen, wäre die wichtigste und lohnendste Aufgabe.